

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 1

Samstag, den 1. Januar

1916

Altjahrsabend.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Das war ein tolles Jagen am Himmelszelt. Die Wollen liefen hintereinander her und schienen sich gegenseitig zu verschlingen. Durch die dreifach vergitterten Himmelsfenster lugte soeben ein goldener Punkt, der die Sonne andeutete, die heute den ganzen Tag nicht zu sehen war. Aber schon warfen sich schiefergraue Wollen über das schimmernde Plüttlein und vermauerten ihm den Ausgang.

Nun fing es an zu schneien. Leise rieselten die weißen, weichen Floden hernieder. Sie tanzten so lustig in der grauen Luft und legten sich wie Watteneistchen auf die Zweige des Wacholders, der hier inmitten der Bergheide das Wächteramt versah. Bald lag ein weißer Teppich auf dem grauen Heideboden. Mit schwerem Flügelschlage zog ein Rabe durch das Schneetreiben. Das Wipfel einer ragenden Föhre hielt er Auslug und gab sich schließlich seinen Betrachtungen hin.

Hermann Dürholt stapfte bedächtig durch den Schnee seinem einsamen Hofe zu. Sie und da stieß er den berben Eichenstock in den Schnee, daß es nur so müllte. Bedächtig fuhr er mit der arbeitsharten Hand über den Mantel, auf dem die weißen Sterne blinkten. Sein Haupt sank tiefer auf die Brust, als es für gewöhnlich des Bauern Art war.

Auf der Kammhöhe des Teutoburger Waldes blieb er ein Weichen stehen. Sein Atem ging in kurzen Stößen. Noch niemals war ihm der Weg zu seinem Anwesen so schwer geworden. Zu seinen Füßen lag ein Tal. Dunkle Felsen reckten sich trotzig auf. In den Schründen bildete der Schnee weiße Streifen. Das sah puzwunderlich aus.

Nun ging der Weg steil bergab. Inmitten stattlicher Eichen lag der Dürholtshof, ein Anwesen, bei dessen Anblick dem Besizer dieses Brachhofes war.

Wie oft hatte Hermann Dürholt dieses Bild betrachtet! Seit er vor etwa fünfzig Jahren zum erstenmal mit dem Vater

von der Kammhöhe aus den stolzen Hof bewundert hatte, gehörte seine ganze Liebe diesem Fleck Erde. Hier war für ihn einzig und allein die Heimat. Zäh und unverdrossen arbeitete der Bauer an der Verbesserung seines Besitztums. Wenn die gleisende Pflugschar ein Aderstück durchschnitt, das bisher brach gelegen hatte oder höchstens von kümmerlichen Heidesöhren bewachsen war, wenn er sein Vieh in eine neue Weide treiben durfte, dann erfüllte ein stolzes Gefühl seine Brust — wie ein Sieger es empfindet, der nach hartem Ringen eine schöne Provinz seinem Lande angegliedert hat.

Die Hunde begrüßten ihren Herrn mit freudigem Kläffen. Hermann Dürholt verlangsamte seine Schritte. Unschlüssig schaute er über den weiten Hofraum, als müsse er irgendwo eine Unregelmäßigkeit entdecken, die ihn von seinen schweren Gedanken ablenkte.

Doch alles war in peinlicher Ordnung. Ein flüchtiges Lächeln umhüllte des Bauern breites Gesicht. Wie könnte es auch auf Dürholts Hof anders sein! Nicht umsonst hielt er seine Knechte in harter Zucht.

Endlich trat der Bauer ins Haus. Die Frau eilte ihm entgegen. Während sie ihm den Mantel abnahm, ruhten ihre Blicke vorsichtig forschend und in banger Erwartung auf seinem Gesicht. Aber es war unbeweglich wie immer. Und zwischen den buschigen Brauen stand eine scharfe Linie.

Die Bäuerin, die ihrer Lieben Gesicht auf weichem, betenden Herzen trug, die gerade an der Seite dieses Mannes alle ihre Frauentugenden entfaltet hatte, bemühte sich um den Heimgekehrten noch zärtlicher als sonst.

„Komm, Hermann, Trink' eine Tasse Kaffee! Er ist frisch aufgegossen. Bei solch einem Wetter tut er doppelt gut!“

Der Bauer folgte ihr mit wichtigen Schritten. Der Lehnstuhl ächzte, als er sich niederließ. Bald dampfte der Kaffee in der weißen Schale. Emsig säbelte die Frau am Schinken und schob ihm immer wieder die besten Scheiben hin. Sie füllte von neuem seine Schale. Dann holte sie sich einen Stuhl herbei und sah den Bauern erwartungsvoll an.

„Willst du denn nicht essen, Mutter?“

„Nein, Vater, ich habe schon etwas gehabt.“



Vom bulgarischen Heere

Bulgarischer Reiter beim Studium der Karte auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

Energisch schob Hermann Dürholt seine Kaffeeschale zurück. Er strich mit der Hand über den grauen Spigbart und verlor sich in düsteres Sinnen. Endlich redete er sich auf.

„Es ist schwer, sehr schwer, was unser Herrgott uns zu tragen gibt. Aber was ist daran zu machen! Unser Sinner ist tot! Im Krankenhaus ist er gestorben.“

Ein Beben und Erschauern ging durch den Körper der Frau. „Das ist nun schon der zweite Junge, den wir hergeben müssen!“ sagte sie leise und faltete die Hände. — Der eine war gleich zu Anfang des Krieges bei Lüttich gefallen, der andere oben an der Nordsee verwundet worden. Er kehrte ins Vaterland zurück, um zu sterben!

Gab es einen größeren Schmerz für eine Mutter? Bitter quoll es in ihr auf. Wehe den Schelmen, die solch furchtbares Unglück heraufbeschworen hatten! All das junge Blut, das auf den Schlachtfeldern in Ost und West, in Nord und Süd vergossen wurde, es rief zum Himmel um Rache!

Zwei Söhne!

In der Vollkraft des Lebens waren sie hinausgezogen zur Verteidigung des Vaterlandes. Und keiner kam wieder — keiner!

Hermann Dürholt saß da wie zu Stein erstarrt. Er war keine mitteilfähige Natur. Was an Lust und Leid ihn bewegte, das mußte er mit sich selbst ausmachen.

Aber dieser zweite Schlag hat ihn doch furchtbar hart getroffen.

Immer wieder sieht er das Zammerbild vor Augen: Ein großes Krankenhaus an des Reiches Grenze. Darin liegen einhundertundfünfzig neue Opfer dieses furchtbaren Krieges. In der zweiten Reihe findet er den Sohn. Das Fieber raft durch den entrasteten Körper. Des wunden Kriegers zerrütteter Geist durchlebt immer wieder neue Schreckensszenen. Mit Feuer und Wasser scheint er zu ringen. Aber inmitten all der Auslehnung gegen den grauen Allbezwinger, der seit Wochen schon so reiche Ernte hält, wird das Lied lebendig, das so oft von deutschen Kriegern im Feindeslande gesungen wurde: Deutschland, Deutschland über alles!

Und des Sterbenden Hand fuhr über die Brust, dorthin, wo er noch vor wenigen Tagen, als er noch im Felde stand, das schlichte Kreuz von Eisen getragen. Und ein beglücktes Lächeln kam in die scharf geschnittenen Züge, denen der Tod bereits seinen Stempel aufgeprägt hatte. —

Daran mußte der Bauer immer wieder denken.

Er, der nur seine Scholle als Heimat betrachtet, der nur seinen Hof geliebt hatte, dem der Begriff Vaterland fremd — zum mindesten gleichgültig gewesen, der noch bei Kriegsbeginn über diese überschwengliche Begeisterung den Kopf geschüttelt hatte, war durch diese erschütternde Predigt bekehrt worden, hatte erkannt, daß es doch etwas Großes und Erhabenes um das Vaterland sein müsse, weil Männer in des Lebens Blüte ihm so willig ihr Blut und ihre gesunden Glieder zum Opfer brachten.

Und dann hatte er von Verwundeten gehört, wie es in jenen Gebieten aussah, die des Krieges Woge bisher berührt: verbrannte Ortschaften, verwüstete Felder, arme, arme Menschen, die schutz- und mittellos durchs Land irrten und auf des verhassten Feindes Hilfe angewiesen waren.

So — oder noch schlimmer wäre es Deutschland ergangen, hätten die tapferen Streiter nicht ihr Sein und Leben opferbereit und todesmutig eingesetzt, hätten sie nicht in heldenmütigem Ansturm wie im zähen, nervenzerrüttenden Stellungskampf ihre Weiber in die Breche geworfen, um den Angriff des Feindes aufzuhalten, zurückzuwerfen.

Jetzt erst wurde Hermann Dürholt das Wort „Sieg“ in seinem vollen Umfange klar. Sieg erwächst aus Blut! Aber aus ihm sproßt endlich des heiß ersehnten Friedens Saat.

Nur für jene, die so schwere Opfer bringen müssen wie der Dürholtbauer, hat das Wort Sieg einen gar so bitteren Beigeschmack.

Zwei Söhne! Der eine ruht in belgischer Erde, der andere an des Reiches Westgrenze. Und einer davon war des Hofes Erbe, sollte das Werk fortsetzen, das der Vater mit Anspannung aller Kräfte gefördert hatte.

Nun war bloß noch der eine Sohn da, der Älteste, dessen Name seit Jahren im Hause nicht mehr genannt werden durfte. Ein Bergmann war er geworden, der mit Böllern aus aller Herren Länder zusammen arbeitete, nur weil der Vater ihm nicht hatte erlauben wollen, das Mädchen seiner Wahl und Liebe heimzuführen. Kalt und stolz hatte der Albert auf sein Erbteil verzichtet, keinen Pfennig nahm er an; mit seiner Hände Arbeit wollte er für sich und sein Weib Brot schaffen. Und es war ihm ja auch gelungen. Dürholtsche Bähigkeit steckte eben in dem Jungen.

Der Bauer hatte sich ganz im geheimen nach ihm erkundigt. Und jetzt, als er von Aachen aus in die Heimat fuhr, war er sogar in Bochum ausgestiegen und war an dem Heim des Sohnes — des einzigen, der ihm noch geblieben — vorübergegangen. Zwei

Kinder, ein Knabe und ein Mädel, beide des Vaters Ebenbilder, waren ihm begegnet. Ein Bekannter Alberts hatte dem Bauern die Namen der Kinder genannt. Aber noch hatte es Hermann Dürholt nicht über sich gebracht, die Schwelle des Sohnes zu betreten. Albert mußte selbst kommen und um Verzeihung bitten. —

„Was soll jetzt aus dem Hof werden?“ fragte der Bauer hart. „Wir haben ja noch einen Sohn!“ sagte die Frau leise. Sie wagte es in dieser Stunde daran zu erinnern, daß Albert noch lebte, daß seine Schuld nicht so groß sei, als daß man ihm deswegen das Väterliche entziehen könnte.

„Warum hat er eine Magd gefreit! Daß er das Mädchen nicht heiraten durfte, konnte er sich doch an seinen fünf Fingern abzählen!“ grollte der Bauer.

„Daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Geschehenes kann man nicht ungeschehen machen!“ gab die Frau zur Antwort.

„Na ja, aber warum hat der Albert nicht geschrieben? Soll ich ihm etwa nachlaufen?“

„Albert hat geschrieben, Vater! Du hast aber seine Briefe nicht annehmen wollen. Als damals der große Krieg ausbrach, versuchte er es noch einmal. Doch du warfst den Brief ins Feuer!“

Der Bauer schwieg. Vor wenigen Tagen noch wäre er zornig aufgefahren, hätte die Frau oder sonst jemand es gewagt, ihm so ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Das Unglück hatte seinen Stolz und Trotz zerbrochen. Eine Stimme, der er nicht Schweigen gebieten konnte, raunte ihm fort und fort zu: Der Mensch denkt, Gott lenkt! Und er hatte Alberts Kinder gesehen. Sollten sie unter den fremden Menschen verkümmern? Wenn Albert wollte! Vielleicht ließe sich jetzt noch alles ins Reine bringen.

Die Frau hatte sich erhoben. Sie legte ihre bebende Rechte auf des Bauern Schulter. Unbeirrt redete sie auf ihn ein:

„Zwei Kinder mußten wir hergeben. Es war Gottes Wille, und wir dürfen nicht klagen und murren. Aber sollen wir auch das dritte verlieren — aus Stolz? Soll unser schöner Hof an fremde Leute kommen? Herm, morgen ist Altjahrsabend, fahr' zu Albert hin, hol' ihn und die Seinen ab!“



Der Thronsaal des Konats in Belgrad, der durch einen Granateinschlag zerstört wurde.

„Das geht nicht! Er muß anfangen!“

„Albert hat geschrieben.“

Der Bauer zuckte zusammen: „Laß 'mal sehen.“

Die Frau holte aus ihrem Nähkorb ein zerknittertes Schreiben hervor und reichte es dem Bauern hin. Der puhte erst umständlich die Brille. Dann las er ganz langsam und bewegte dabei die Lippen. Schließlich strich er das Papier glatt und schaute in den trüben Wintertag hinaus.

Sprach nicht aus Alberts Worten das tiefe Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seinen Angehörigen, die Sehnsucht nach der Heimat? Hatte ihnen Gott nicht selbst den Weg gezeigt, der zu einer Vereinigung führen konnte? Dann bliebe ein Dürholt Herr des stolzen Hofes! Und sonst? Man müßte verkaufen!

Rein, das darf nicht sein!

Der Bauer stand auf. Erwartungsvoll schaute die Frau ihn an. Bedächtig nahm er den Mantel vom Wandhaken und sah nach der Uhr.

„Wo willst du hin, Vater?“ fragte sie leise.

„Ins Dorf, an Albert telegraphieren, er soll kommen.“

„Allein? Das tut er nicht! Entweder kommen alle, oder er bleibt, wo er ist. Das weiß ich sicher!“

„Meinetwegen!“ Seine verdüsterten Mienen hellten sich auf. „Das alte Jahr sollte nicht scheiden, bevor in diesem Hause der Friede war. Dann konnte er wieder ruhig schlafen, der Hof würde seinen Herrn haben!“

Mit seiner schweren Hand fügte Hermann Dürholt auf das Telegrammformular die Worte hin: „Es soll Friede sein. Kommt alle nach Hause!“ Und dann seinen Namen.

So, nun mochte Gott ein süßes tun.

Mit Böllern und Flinten wurden dem scheidenden Jahr dröhnende Grüße nachgesandt. Die weiße Schneehülle glitzerte im Mondenlicht. Das war ein Schimmern und Funkeln, als seien Millionen von Sternlein auf die Erde verstreut worden.

Ein Wagen näherte sich dem Hofe. Sehnsüchtig schaute Albert Dürholt auf Busch und Felder. Wie hatte er in diesen letzten Jahren nach der Heimat verlangt! Wohl hatte er in der Fremde sein Brot verdient. Aber froh war er dabei nicht geworden.

Denn er war und blieb ein Bauer. Da war wie eine Erlösung das Telegramm gekommen. Es sollte Friede sein! Die Kinder konnten auf der ererbten Scholle eine glückliche Jugend genießen. Herr Gott, du lenkst der Menschen Schicksale wie Wasserläufe. So dachte der Heimkehrende in frohem Dankgefühl.

Und dann hielt Albert Dürholt mit den Seinen auf dem väterlichen Hofe Einzug. Es wurde nicht viel gesprochen, keine tönenden Versicherungen gegeben. Mit einem kurzen: „Verzeiht mir, Vater!“ trat er vor den Bauern hin, der mit Gewalt die aufsteigende Rührung niederlängte, als er die blühenden Kinder erblickte, die ihm fremd waren, weil er sie nicht hatte kennen wollen.

„Das alte Jahr hat uns viel genommen. Nun wollen wir im neuen das, was uns geblieben ist, festhalten!“ So sprach Hermann Dürholt. Und als kurz darauf die alte Kastenuhr zum Schläge ausholte, als das Jahr 1916 seinen Einzug in die Welt hielt, da hatte für die Leute auf dem Dürholtshofe der Wunsch: „Glückselig Neujahr!“ noch eine andere tiefere Bedeutung. Wie hier der Friede eingekehrt war, der einzig und allein ein dauerndes Glück verbürgte, so möge auch dem Vaterlande bald ein ehrenvoller Friede beschert werden!

Sprüche.

Wer sich vor dir rechtfertigt, hält etwas von dir.

Erst wieg's, dann wag's.

Dauernd untauglich!

Erzählung von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Erst hatte es der Peter Hentschel gar nicht glauben wollen, als man ihm sagte, daß die in den Stammbögen als „dauernd untauglich“ bezeichneten, sich aber noch im wehrpflichtigen Alter befindenden deutschen Männer noch einmal auf ihre jetzige Kriegsdienstfähigkeit untersucht und ausgemustert werden sollten. Er hatte die Bekanntmachung im Amtsblatt erst schwarz auf weiß vor sich haben müssen. Wirklich und wahrhaftig, da stand, was man ihm erzählt hatte! Wieder und wieder las Peter Hentschel die kurzen, aber inhaltreichen Zeilen. Während er das tat, faltete er unbewußt die verarbeiteten schwielenharten Hände und in seine grauen Augen kam ein so tiefes Leuchten, daß sein häßliches Antlitz merkwürdig davon verschönt wurde. Ein so tiefer, befreiender Atemzug hob seine Brust, als ob er damit eine jahrelang getragene schwere Last von ihr wälze. Und ein unter vielen Schmerzen längst begrabener Jugendtraum wachte in seinem Herzen zu neuem Leben auf und erfüllte sich schöner, herrlicher als er sich, der Peter, je ausdenken gewagt hatte. Gott, war es denn möglich, daß ihm die Aussicht, doch noch Soldat werden zu dürfen, in so greifbare Nähe gerückt war? Und obendrein noch Kriegs-Soldat!

Dem Peter wurde es vor plötzlichem, überwältigendem Glück ganz schwindlig. Er hätte die Augen gerne ein wenig geschlossen, wagte es aber nicht aus Angst, das Amtsblatt mit samt der ihn beseligenden Bekanntmachung möchte wie ein Spul verschwunden sein, wenn er sie wieder öffnete. Unverwandt sah er darauf nieder, bis ihm jemand auf die Schulter klopfte und sagte: „Na, Peter, da werden wir uns ja in vierzehn Tagen auf dem Bezirk-Kommando einzufinden haben. Das hätten wir beide auch nicht gedacht an dem Tage, da wir als dauernd untauglich bezeichnet wurden!“

Jetzt erst glaubte der Peter voll an das, was man ihm gesagt, was er gelesen hatte. Er trank das kleine Gläschen Kornbrandwein, das er sich im

Gasthof zum Ochsen hatte geben lassen, um das Kreisblatt lesen zu können, aus und erhob sich mit steifen Knien von der harten Bank. Schwerfällig setzte er die Mütze auf das in Wind und Wetter strohhart gewordene blonde Haar, und die Gaststube verlassend, sagte er: „Mir soll es recht sein, sehr recht!“ Es lag ein solch jubelnder Unterton in den wenigen Worten, daß ihm der in der Gaststube des Ochsen zurückbleibende „dauernd Untaugliche“ nachsah und den Kopf verwundert schüttelte.

Draußen riß der Peter die Mütze wieder vom Kopf und wischte sich den Schweiß, der in dicken Tropfen auf seiner Stirn perlte. Sein ganzes Blut war in Aufregung, wallte ihm siedend vom und zum Herzen. Ihm war, als ob ihn neue Jugendkraft durchströmte, als ob ihm statt der Füße Flügel am Leibe wüchsen. Einige Minuten blieb er im Dunkel des milden Frühherbstabends stehen, die Brust und die Arme dehnd. Durch die enge Gasse lief sein Blick dahin, wo hinter den kleinen Fensterstößen eines bescheidenen niederen Häuschens ein schwaches Licht schimmerte. Da wohnte des verstorbenen Flidschneiders junge Witwe, die Schneider-Lin, wie sie genannt wurde. Der hatte des Peter Hentschels junge Liebe gegolten, die liebte er noch heute. Heute noch mehr als früher, das merkte er am Schlagen seines Herzens. Damals, vor einer Reihe von Jahren, hatte die Lin sein Verben verschmäht. Einem Manne, der nicht Soldat werden konnte, den man zu den dauernd Untauglichen geschrieben, weil er ein verkürztes Bein hatte, wollte sie ihre blühende Jugend nicht anvertrauen. Da hatte sie den schwächtigen Schneider genommen, der zwar gebient hatte, aber doch schon bald nach der Hochzeit ins Gras hatte heißen müssen. Und er, der Peter Hentschel, lebte



Transport eines Trupps von 1000 serbischen Gefangenen passiert eine serbische Ortschaft auf dem Wege in ein österreichisches Gefangenenlager.

noch und wurde jetzt Soldat! Sogar Kriegs-Soldat! Denn das man ihn heute nahm, das unterlag für den Peter keinem Zweifel. Ob ihn die Lin jetzt auch noch verschmähen würde, wenn er um sie anhielte? Ein wahres Siegerlächeln war auf des Peters Angesicht, da er weiter ging. Ja, das verkürzte Bein! Das merkte er nun doch auf einmal wieder. Donnerwetter, wenn ihm das noch einmal einen Streich spielen würde? A — pah! Der deutsche Kaiser brauchte Soldaten, brauchte Männer, um das feindliche Gesindel aufs Haupt zu schlagen. Männer! Und ein Mann, ein breitschultriger, war der Peter geworden im Laufe der Jahre. Er reckte noch einmal die Brust, während er dem Gehöft des Fuhrunternehmers Frische zuschritt, bei dem er schon Jahre hindurch als Pferdeknecht arbeitete. Er sah nach der Uhr. Zum Kuckuck, die Gänse warteten schon über eine halbe Stunde auf ihr Futter! Das passierte selten. Aber jetzt, wo die meisten seiner Lieblinge im Felde waren und die vier zurückgebliebenen so schwer arbeiten mußten, durfte das eigentlich nicht vorkommen. Der Peter machte sich bittere Vorwürfe darüber, während er die Stalllaternen anzündete. Um Verzeihung bittend, tätschelte er seinen Schülblingen die kräftigen Schenkel, indem er mit dem duftenden Heu an ihnen vorüber zu den Häufen schritt und ihnen den arg spärlich bemessenen Hafer in die Tröge schüttete. Gott sei Dank, die Braunen waren ihm ob der Verzögerung nicht böse! Nicht einmal der Schimmel, der sich noch immer nicht seine im Stall seines früheren Herrn, des Baron Schmetterwih, an-

genommenen Herrschermanieren abgewöhnen konnte. Bei dem Peter galt einer so viel wie der andere. Die Gänse sahen ihn alle aus freundlichen, dankbaren Augen an und legten die Köpfe mit leisem Wiehern der Freude über sein endliches Erscheinen an seine Schulter. So geführt war der Peter über diese ihm für seine Nachlässigkeit gar nicht zukommenden Liebeskostungen, daß ihm die Tränen in die Augen traten und er die für den Sonntag bestimmten vier Stücker Zucker aus der Futterkiste nahm und sie unter seine Gänse verteilte. Ja, ja, seine Gänse! Wenn er die nicht gehabt hätte, als die Lin sein Werben so schön abgelehnt! Es waren bis auf den „Baron“ noch immer dieselben von damals! Denen hatte er seinen Schmerz und seine Verzweiflung anvertraut, als die Lin ihn nicht wollte und den Flichsneider nahm. Die hatten ihm die dicken salzigen Tränen von den stoppelbärtigen Wangen geleckt, weil er keine Mutter hatte, die sie ihm trocknete. Die war schon lange tot, und den Vater hatte er kaum gekannt. Ja, ja, seine Gänse! Und von denen sollte er nun demnächst fort, sollte sie anderen, lieblosen Händen überlassen? Das schien dem Peter auf einmal unmöglich! Ganz und gar undenkbar! Aber der Kaiser und das Vaterland und die Lin? Wo blieben die? Ein furchtbarer Kampf tobte in dem Peter. Dem alten Michel, der unter ihm arbeitete, die Gänse anzuvertrauen, ging absolut nicht. Der ließ allen Aerger, den ihm sein leidendes Weib daheim bereitete, an den schuldlosen Tieren aus, wenn er sich von ihm, dem Peter, unbeobachtet glaubte. Und wenn er es nicht gesehen hatte, dann merkte er es den Gänzen an, daß der Michel sie schlecht behandelt hatte und sagte es dem Kujan so auf den Kopf zu, daß er meistens klein beigab. Wenn die Braunen ihn so schmerzlich ansahen, dann wußte er, daß ihnen weh geschahen war.

Der Peter Hentschel war in den nächsten vierzehn Tagen gar kein rechter Mensch mehr, so sehr war er aus seinem Gleichgewicht gebracht. Acht Tage hielt er es aus, alles mit sich allein durchzukämpfen, aber dann ging es nicht mehr. Als er seinen Herrn, den alten Frische, einmal allein zu paden bekam, macht er ihn zum Vertrauten aller seiner Hoffnungen und Befürchtungen. Der sah ihn aus seinen alten gutmütigen Augen eigen lächelnd an und sagte, ihn auf die Schulter klopfend: „Mache dir

doch keine Sorgen um ungelegte Eier, Peter. Es kommt doch alles so, wie es kommen muß.“

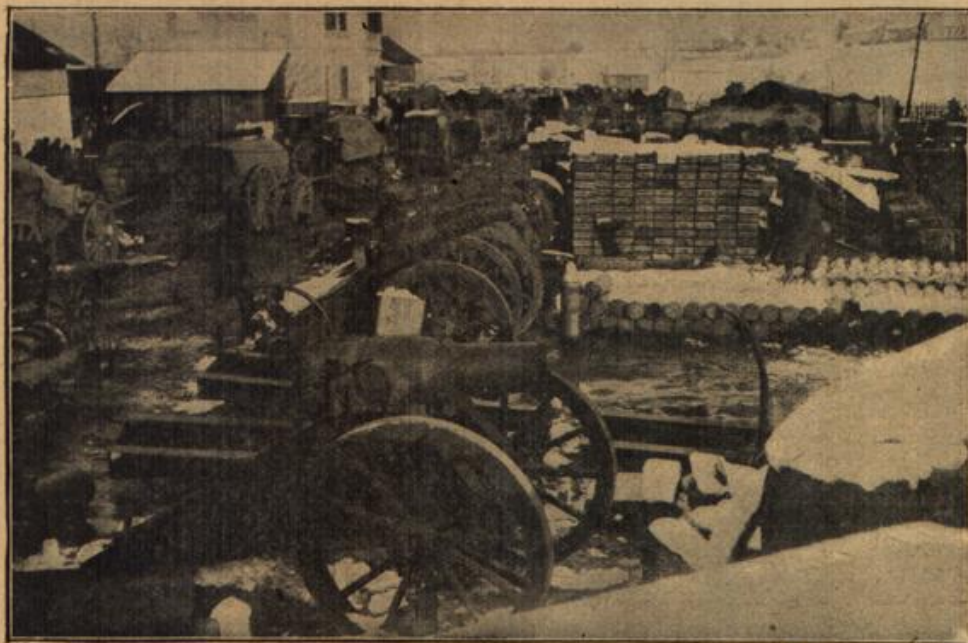
Dem Peter fehlte es an jeglichem Verständnis, um Trost aus diesem philosophischen Ausspruch seines Herrn zu saugen. Er wurde ganz melancholisch unter dem Widerstreit seiner Empfindungen. Wenn er bei seinen Gänzen im Stall war, dünkte es ihm unmöglich, von ihnen fortzugehen, und wenn er die begeisterten Lieder einrückender Krieger hörte, schien es ihm undenkbar, ihnen nicht bald folgen zu dürfen. Und zwischen den singenden Soldaten und den Gänzen sah er immer die Lin, die sich ihm, je nachdem die Woge seiner Gefühle das Rünglein neigte, bald mehr, bald weniger hold und erreichbar zeigte. Unterdessen rückte der Tag der Ausmusterung für die dauernd untauglich bezeichneten deutschen Männer heran. Der Peter war zweimal, dreimal in den Ochsen gegangen, wo sie öfter zusammengekommen waren, aber man hatte ihn und noch einige andere bei den patriotischen Debatten so nebensächlich behandelt, daß der Peter am Vorabend der Musterung grollend weglief. Er saß im Pferdestall auf der Futterkiste und überlegte, während seine Gänse behaglich fraßen, ob er, um den Abend auch für sich zu einem feierlichen zu gestalten, auf die Freite zu der Lin gehen, oder ob er damit bis nach der Musterung warten sollte. Nach längerem Ueberlegen entschloß er sich zu letzterem, um ihr mit der vollendeten Tatsache des Soldatwerdens so gewissermaßen das Jawort sieghaft abzukämpfen. Wenn die Lin ihn in der letzten Zeit

auch mit weit freundlicheren Augen angesehen hatte, als früher, so wußte man doch nicht, ob sie nicht zuguterletzt wieder mit dem „dauernd untauglich“ kam und noch mal einen andren nahm. Das hörte auf, wenn er nach der Musterung ging!

Der Peter tätschelte seine Pferde noch einmal und legte sich dann in seinem, neben dem Stall sich befindenden Verschlag schlafen. Für den ganzen nächsten Tag hatte er die Gänse dem Michel auf die Seele gebunden und ihm die Hölle angesagt für den Fall, daß er schlechte Behandlung aus ihren Augen lesen müßte.

Die „dauernd Untauglichen“ wollten es den Herren vom Bezirkskommando einmal zeigen, was sie für forsche Kerle

wären. Sie beschloßen, für den Weg nach der Kreisstadt die Eisenbahn nicht zu benutzen, sondern sich gleich durch einen mehrstündigen Dauermarsch auf die zukünftigen Kriegsmärsche vorzubereiten. Da hieß es denn, noch vor den Führern aufzustehen, wenn man rechtzeitig antreten wollte. Der Peter hätte sich zwar lieber auf die Bahn gesetzt, aber das durfte er doch beileibe nicht sagen, wenn man ihn nicht von vornherein als schlappen Kerl ansehen sollte. Er konnte nicht schlafen, warf sich ruhelos von einer Seite auf die andere. Seine Gänse, die Lin und der Krieg beschäftigten alle seine Gedanken. Vor allem die Gänse. So sehr er sich auch bemühte, in erster Linie an die nahe Erfüllung seiner stolzen Jugendträume zu denken, drängten sich die Gänse immer wieder in den Vordergrund seines Empfindens. Als nun gar der Braune leise im Traum wieherte, packte den Peter ein so heftiger, vorzeitiger Abschiedsschmerz, daß ihm die Tränen nur so aus den Augen stürzten. Da hielt er's nicht mehr auf seinem Lager aus. Eine förmliche Wut auf sich selbst packte ihn, während er sich anleidete. Einen Vaterlandsverräter nach dem anderen schalt er sich. Wenn nun jeder so denken wollte wie er? Gänse gab es genug, aber Soldaten mußten noch herbei! Kaum einen Blick warf der Peter noch auf die Gänse, als er lange vor der Zeit den Stall schloß und nach dem Versammlungsort der Kameraden schritt. Ueberrächtig sah er aus, und eine bleierne Müdigkeit lag ihm in den Gliedern. Er meinte selbst, das kurze Bein noch nie gespürt und geschleppt zu haben wie an diesem Morgen. Einer um der andere der mählich sich einfindenden Kameraden fragte ihn, warum er nicht wie der Strid-Hannes und der Schuster-Willem die Bahn nach der Kreisstadt benutzte. Gar keine Antwort



Kriegsbeute in Serbien

Schwere Mörser und Munition, die den Serben bei Krusevac abgenommen wurden. Das serbische Heer hat nunmehr außer den leichten Gebirgsgebüsen seine gesamte Artillerie eingebracht.

gab der Peter auf diese Fragen. Unverschämt, ihn mit den beiden Genannten über einen Leisten zu schlagen! Mit dem Strid-Hannes, der gar nicht mitzählte, und dem Schuster-Willem, der eine Hühnerbrust hatte.

Bei Tagesgrauen begann der Marsch. Bereits nach einer Stunde merkte der Peter, daß das angestrenzte Marschieren doch etwas anderes sei, als neben den Gäulen gemächlich einherzugehen und sich ab und zu auf den Wagen zu setzen. Aber er biß die Zähne zusammen und brachte es mit Aufbietung aller Kräfte fertig, bis zur Kreisstadt und auf das Bezirkskommando zu kommen. Dort fühlte er sich total marode. Er war einer der ersten, die ausgemustert wurden. In zwei Minuten war die Sache erledigt und er abermals als „dauernd untauglich“ bezeichnet. Wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes klangen dem Peter die beiden Worte ins Ohr, und dann vernahm er auf einmal nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich in der Wachtstube des Bezirkskommandos und vor ihm ein Unteroffizier, der ihm Wasser ins Gesicht spritzte. Das verbat sich der Peter, indem er sein rotes Taschentuch zog. Dann erhob er sich und ging mit wandelnden Schritten aus der Türe. Im Hof des Bezirkskommandos blieb er einen Augenblick stehen. Was sollte er machen? Wohin sollte er gehen?

Also zu den Jamerlappen, den dauernd Untauglichen, zählte man ihn? Jhn, den Peter Hentschel? Schon zum zweitenmale! Ja, war das denn überhaupt denkbar? Konnte er sich nach dieser Schmach noch sehen lassen? Konnte er damit überhaupt noch leben? Nur fort, fort damit ihn keiner der Kameraden sähe! Der Peter verließ so schnell, als es ihm seine Schwäche erlaubte, den Hof des Bezirkskommandos. Plan- und ziellos irrte er durch die Gassen und Gäßchen der Kreisstadt, bis er dem abermaligen Zusammenbrechen nahe war. Da trat er in eine kleine Schenke ein, bestellte sich etwas zu essen und einen Schoppen Wein.

Vom besten, den der Wirt hatte. Davon trank er in durstigen Zügen und aß einige Bissen. Dann auf einmal übermannten ihn der Schlaf und die Erschöpfung. Er sank mit dem Kopfe vornüber auf den Tisch. Als ihn der Wirt nach verschiedenen vergeblichen Versuchen endlich wach bekam, dämmerte es schon stark. Peter Hentschel sah nach der Uhr. Nach Hause konnte er nur noch mit dem letzten Zuge kommen. Ja, konnte er denn noch nach Hause gehen? Eigentlich hatte er gar kein Zuhause. Hatte niemand, der sich um ihn sorgte, der nach ihm fragte. Den Peter faßte plötzlich eine grenzenlose Sehnsucht nach einem Wesen an, das ihm gut wäre, an dessen Schulter er sich lehnen, dem er sein Herz ausschütten könnte. Die Lüne fuhr ihm durch den Kopf. Aber so schattenhaft, so fremd. Die Lüne? Wer war die Lüne? Eine, die ihn einmal mit all seiner Liebe ausgelacht hatte, die ihn heute noch mehr auslachen würde, wenn er zu ihr ginge. Eine wilde Verzweiflung packte den Peter, da er keine Ruhestatt für seine Sehnsucht fand. Und da sie ihn am stärksten schüttelte, ging es ihm auf einmal leise durch den Sinn: „Die Gäule!“ Und lauter: „Die Gäule!“ Und noch lauter: „Die Gäule!“ Und dann schrie es der Peter so gellend aus seines Herzens Qualen heraus, daß der Wirt glaubte, einen Berrückten vor sich zu haben. Ehe drei Minuten vergangen waren, hatte sein Gast bezahlt und war auf und davon. Draußen sah der Peter noch mal auf die Uhr. Noch war es Zeit, den Zug zu erreichen. Spät in der Nacht kam er zwar erst an, aber das war ihm gerade so recht. Er konnte keinen Menschen sehen, und es mußte sich in der Nacht zeigen, ob er überhaupt noch dazu im Stande sei, oder ein Ende mit aller Pein machte.

Die Gäule! Weiter dachte der Peter auf der ganzen Fahrt nichts, als immer nur: „Die Gäule!“ Zumeist dachte er der Braunen, aber auch dem „Baron“ flog auf einmal sein Gedanke zärtlich entgegen. Zum ersten Male!

Als der Peter in seinem Heimatstädtchen ankam und schon wie ein Dieb durch die Gassen nach dem Gehöft des alten Fritzsche schritt, war es lang nach Mitternacht. Aber so leise er auch den Stall öffnete, seine Gäule hatten ihn doch am Gange erkannt und grüßten ihn mit leisem Wiehern. Erst der jüngste Braune, dann die beiden anderen und zuletzt auch der „Baron“. Der Peter tastete mit bebenden Händen nach der Laterne. Sie hing nicht am gewohnten Platz und da wußte er schon genug. Als er sie endlich beim Schein verschiedener Streichhölzer gefunden und angezündet hatte, sah er mit einem Blick, daß der Michel es den Gäulen an der gewohnten Ordnung hatte fehlen lassen. Na, das wollte er ihm schon eintränten. Jetzt mußte er mal zuerst seine Gäule begrüßen. Wie sie ihn ansahen! Er merkte es, wie sehr er ihnen gefehlt hatte. Sie schmiegen die Köpfe an ihn und schnauften wohligh. Es kam dem Peter vor, als ob sie vor Freude schluchzten, da er die Arme um ihre Hälse schlang und sein stoppelbärtiges Gesicht darandrückte. Und da hatte er



Griechenlands Hauptstadt Athen, der Schauplatz der verzweifeltsten Tätigkeit der Vierverbandsdiplomaten.

Rechts das Schloß des selbstbewußten Königs Konstantin, in dessen Händen die Entscheidung über das Schicksal der französisch-englischen Saloniki-Expedition und der Ueberreste der serbischen Südarmerie ruht. Im Hintergrunde der Lykabetos, der Berg des heiligen Georg.

gemeint, er wäre überflüssig auf der Welt, hätte kein Wesen, das ihn liebte, das seiner bedürfte? Wie konnte er nur? Er war ja ganz unabhömmlich von seinen Gäulen! Soldaten gab es genug, aber an Leuten, die mit Gäulen umzugehen verstanden, fehlte es.

Der Peter fing an, seine Lieblinge zu versorgen, als ob sie den ganzen Tag über vergessen worden wären. Er fütterte und streichelte sie und gab ihnen zuletzt zwei Rationen Zucker. Sie sollten zur Feier des Tages, der sie davor bewahrte in die Hände eines gefühllosen Menschen zu fallen, etwas extra haben. Als der Peter am nächsten Tage hörte, daß alle dauernd Untauglichen des Städtchens bis auf ihn, den Strid-Hannes und den Schuster-Willem zum Dienst angenommen worden seien, ließ ihn das kalt. Und als er an der Lin ihrem Häuschen vorbeifuhr, sah er nicht hin. Jhn brauchten seine Gäule!

Spruch.

Der Mensch ist dazu da, um auf seinem Lebenswege sich dem Wahren zu unterwerfen, das Gute, wo er kann, zu üben, und am Ende des Weges im Genusse des unendlich Schönen sein ewiges Glück zu finden.

Neujahrsbitte.

Und wieder sinkt ein Jahr ins Meer der Zeiten,
Und wird doch nimmer, nimmer untergehn,
So lang noch Menschen auf der Erde schreiten,
Und Sonne, Mond und Sterne niedersehn.
Es ist so reich an Leid und tiefen Schmerzen,
Doch auch an Liebe, gläubigem Vertrau'n
In Hunderttausenden von Menschenherzen,
Die auf zu dir, Gott Vater, bittend schau'n.

Sie alle heben flehend ihre Hände
Zu dir empor, der Fürst der Welten ist:
Nur du kannst helfen, mach' der Not ein Ende,
Gott Vater, der du ja die Allmacht bist!
Laß unsre Hoffnung nicht zu Schanden werden,
Allgütiger, und schenke nach gerechtem Sieg
Im neuen Jahr den Frieden auf der Erden
Den Völkern wieder, endige den Krieg!"

Johanna Weiskirch.



Monastir, die befestigte Hauptstadt des südlichen Serbien.

Vom amerikanischen Frauentum.

Von Dr. Hans Roth.

(Nachdruck verboten.)

Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der schrankenlosen persönlichen Entwicklung nach jeder Richtung, hat auch ein anderes Frauenideal und ein anders geartetes Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander als wir im alten Europa mit seinen historisch gewordenen Verhältnissen. Fritz Boechting hat bei Diederichs in Jena ein Büchlein verlegt, das in die Psyche der amerikanischen Frau einen zuverlässigen Einblick gewährt und am Maßstabe der europäischen Ansichten von der Stellung der Frau das Besondere und Unterscheidende in der amerikanischen Haltung zum weiblichen Geschlecht mißt. Es ist lehrreich und ergötlich zugleich, sich in diese Schilderungen zu vertiefen.

Bei der Wertschätzung der Frau in Amerika muß man sich vor allem die Art der Besiedelung vergegenwärtigen. Der Kampf um den Besitz des Bodens in früherer Zeit und heute noch die rastlose wirtschaftliche Arbeit um seine Beherrschung und Ausnutzung war hauptsächlich Angelegenheit der Männer gewesen. Es bestand daher von Anfang an ein starkes Mißverhältnis in der Zahl der Geschlechter. Noch im Jahre 1900 gab es in den Vereinigten Staaten 51,2, in den atlantischen Staaten 50, in den westlichen Staaten 56,2 und in Alaska 72,1 Prozent männliche Personen. Was der Mensch vermißt, das schätzt er sehr. Während also Europa einen Frauenüberschuß aufzuweisen hat, zeigt Amerika Männerüberschuß. Diese Tatsache bildet eine wesentliche Grundlage für die Beurteilung der gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter.

Hierzu gesellt sich ein starker demokratischer Zug. Eine Folge desselben ist das Prinzip der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter, das heute in den Vereinigten Staaten überwiegend zur Anerkennung gelangt ist, indem es in rund 70 Prozent der gesamten amerikanischen Unterrichtsanstalten durchgeführt ist. In diesem Erziehungssystem bildet die Wertschätzung und Mitleidlichkeit dem weiblichen Geschlechte gegenüber das Ideal, das jeder neuen Generation eingepflanzt wird. Alle Mittel, vom einfachen Reden bis zum vernichtenden Hohn, ja bis zum Boykott finden Anwendung, um Verstöße der männlichen Jugend zu torrigieren und zu ahnden. Vom frühesten Alter her war es der Jugend als „ein unabweisliches Attribut des „Gentleman“ hingestellt worden, allem Weiblichen nicht nur die größte Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu erweisen, sondern in ihm überhaupt ein Feineres und Besseres zu sehen, dem man huldigen und sich unterordnen müsse“. Die ritterliche Sinnesart bildet also einen sehr wesentlichen Bestandteil der amerikanischen Erziehung, sie bildet die Grundlage für den amerikanischen Frauentum. Ferner stehen den Frauen alle wissenschaftlichen Fächer offen. Sie studieren teils um eine Anstellung als Lehrerin oder überhaupt einen akademischen Beruf zu bekommen, teils zum Zwecke der geistigen Bildung, teils aus gesellschaftlichen Rücksichten. Aus diesem Anteil am Bildungsweesen der amerikanischen Nation durch die Frauen ergibt sich die Folge, „daß wohl die Hälfte aller neu erscheinenden Romane, Novellen, Reisebeschreibungen, geschichtlichen und ästhetischen Betrachtungen aus weiblicher Feder stammt“. Ob diese feminine Schriftstellerei ein großer Nutzen ist, möge dahingestellt bleiben. Ein großer Schaden aber hat sich in religiöser Beziehung herausgebildet als Folge dieser Ueberbildung des weiblichen Geschlechts, indem „das religiöse Seelenweesen in Amerika mit seinen oft erstaunlichen Doktrinen nie so festen Fuß hätte fassen können, hätte ihm eine klare männliche Kritik auf philosophischer Grundlage gegenüber gestanden“. Dieser Bildungsdrang führt die Amerikanerinnen auch scharenweise in die Mittelpunkt der künstlerischen und geistlichen Kultur Europas zum Schauen

und Kennenlernen. „Ueberhaupt ist,“ so schreibt Boechting, „das Studium der Kunst wie die Pflege einer weiteren Geistesbildung nach dem Urteil des durchschnittlichen Amerikaners ein Feld, auf das der Mann nicht gehört, das man den Frauen überlassen muß.“

Aus diesen Darlegungen ist ersichtlich, daß die amerikanische Frauenwelt ein geistiges Niveau erklommen hat, das ihr eine gewisse Ueberlegenheit über die Männerwelt gewährt, so daß sich ein Frauentum herausbilden konnte, der den Europäer jedenfalls fremdartig anmutet und teilweise mit Recht sehr abstößt. Auch ist die heutige Gestaltung der Frauenfrage in Amerika ein abschreckendes Beispiel für die Entartungen der Frauenbewegung.

Die amerikanische Entwicklung des gegenseitigen Verhältnisses von Mann und Frau ist deswegen als bedauerlich zu bezeichnen, weil ihre Grundtendenz darin besteht, daß dem Mann die Arbeit, dem Weibe der Genuß obliegt. Genußsuchtige Frauen sind für jede Kultur ein Verhängnis gewesen. Der Amerikaner anerkennt nur sehr bedingt eine soziale Verpflichtung der Frau.

Das offenbart sich bereits in der Erziehung der Kinder. Die Eltern pflegen ihren Töchtern gerne alles nachzusehen. In Amerika führen die jungen Mädchen daszepter der Gesellschaft. Eltern, Brüder, Verwandte sind bestrebt, sie auf den Händen zu tragen; das Gefinde, der Kutscher, der Chauffeur harrt nur des Winkes ihrer schlanken Hand. Die Presse spricht nicht mehr vom Walze bei der Herrin, sondern vom Tanze für die junge Dame des Hauses, und erst im weiteren wird berichtet, daß die Mutter das Fest zu Ehren ihrer Tochter gegeben habe.

Das Leben in eine Kunst zu verwandeln, es mit Grazie zu genießen, ist ein Hauptziel der Frauen. Freilich behütet ein feiner

Instinkt für das Wirkliche und Schädliche die amerikanische höhere Frauenwelt im allgemeinen vor Uebertreibungen; für die Mehrzahl der Frauen ist ohnedies ein Ruhen auf Polstern ausgeschlossen.

Dieses Gewährenlassen der weiblichen Jugend bringt aber die Gefahr mit sich, daß das Lebensziel zu hoch und zu phantastisch gesteckt wird. Während in Deutschland die Eltern sowohl wie das Mädchen auf eine hauswirtschaftliche Ausbildung Wert legen, tritt in Amerika die Mehrzahl der jungen Mädchen nicht eben vorbereitet in die Ehe. „Es fehlt oft“, sagt Bodsching, „die notwendigste Kenntnis in den Fragen der Hauswirtschaft und der Kinderpflege, da mütterliche Unterweisung in diesen Dingen immer seltener wird und ein Besuch von Haushaltungsschulen dieser Art der Würde des amerikanischen Mädchens, wenigstens vor der Verlobung, wohl kaum als angemessen gälte. Denn es ist ein ungeschriebenes Gebot, der Werbung des Mannes durch nichts in diesem Sinne Außerliches entgegenzukommen; sie soll allein und ohne alle Nebengedanken der Persönlichkeit des Mädchens gelten.“

Die amerikanischen Mädchen sind voller Ansprüche und erfreuen sich der weitestgehenden Freiheiten. Ein Mädchen wird kaum Bedenken tragen, einen jungen Mann ihrer Bekanntschaft allein bei sich zu empfangen, oder Theater, Restaurants, Ausflugsplätze mit ihm zu besuchen. Von Hause aus gewohnt, sich jeden Wunsch erfüllen zu lassen, erwarten sie daselbe von ihrem Begleiter. Das große gesellige Talent, die Heiterkeit und Schlagfertigkeit der jungen Amerikanerin macht es in der Regel dem jungen Manne nicht schwer, diesen Erwartungen zu entsprechen. Diese Verwöhntheit wird meist in der Ehe fortgesetzt. Der Mann arbeitet in langen Stunden und müht sich ab, während die junge Frau Matinees, Modeladen und frauenrechtlerische Vorträge besucht, und der Erwerb ist nur noch dazu da, daß sie ihn „in her own sweet way“ ausbebe. . . . eine Liebhaberei, ein Zeitvertreib nach dem anderen muß fallen gelassen werden, und der reisende Ehemann erkennt gar oft zu seinem Schaden, daß er nicht nur seine Unabhängigkeit, in großen, sondern auch sein Verfügungsrecht und seine Verfügungsmöglichkeit in all den kleinen Dingen, die das Behagen, ja am Ende das halbe Selbst ausmachen, verspielt hat. Sogar die Vorzüge eines eigenen Heims muß er sich oft verjagen, da die junge Frau häufig genug weder kochen noch wirtschaften kann; man wohnt und speist dann zur Miete. Wenn diese moderne Sklaverei auch in Europa vorkommt und wenn es auch in Amerika noch trefflich geführte Haushaltungen gibt, so nimmt sie doch in Amerika einen sehr großen Spielraum ein; sind diese Zustände doch bereits zu ständig wiederkehrenden Stücken auf den Bühnen geworden, die sich noch dazu einer großen Beliebtheit erfreuen.

Der amerikanische Frauenkult verträgt es auch nicht, daß die Frau Feldarbeit verrichtet. „Auf der Reise durch Europa berührt es den Amerikaner ebenso auffallend wie abstoßend, die Frauen sich gleich den Männern auf dem Acker, im Obst- und Weingarten umtun zu sehen“, obwohl diese gesunde Arbeit doch jeder Fabrikarbeit vorzuziehen ist, unter der so viele Frauen seines eigenen Landes schmachten. Aber zu seinem „ätherischen Frauenideal“ paßt das nicht.

Der Frauenkult greift auch in Verfassung und Recht ein. In einigen Staaten haben die Frauen volles Stimmrecht, in anderen kommt die weibliche Stimme in Gemeinde-, Steuer-, Volksgesundheits- und vor allem Schulfragen mehr oder weniger begrenzt zur Geltung. Im Staate Newyork z. B. besitzt und genießt die Frau auch nach der Heirat ihr Privateigentum, frei von allem Einspruch und aller Kontrolle des Gatten und ohne Haftpflicht für seine Schulden. Sie kann jedes beliebige Geschäft abschließen, und der Gewinn fließt ihr allein zu. Beim

Tode des Mannes hat sie auf ein Drittel seines gesamten liegenden Eigentums Anrecht. Der Gatte muß auch für die Lebensbedürfnisse seiner Frau haften, ohne Rücksicht auf die Ausdehnung ihres eigenen Besitzes. Im Falle einer der Frau bewilligten Ehescheidung ist der Mann verpflichtet, ihr für den Rest ihres Lebens Verspflügungsgelder zu zahlen, auch wenn sie sich wieder verheiratet. Auch in geschäftlicher Beziehung genießt die Frau bedeutende Vorrechte. Sie kann z. B. für eine betrügerisch eingegangene Schuld nicht verhaftet werden; Unfähigkeit oder Weigerung des Arbeitgebers, den Lohn zu zahlen, führt zu den schärfsten Maßnahmen. Auch im Falle des Versprechensbruchs der Ehe und der Ehescheidung ist der amerikanische Richter sehr geneigt, den weiblichen Teil überaus günstig zu behandeln.

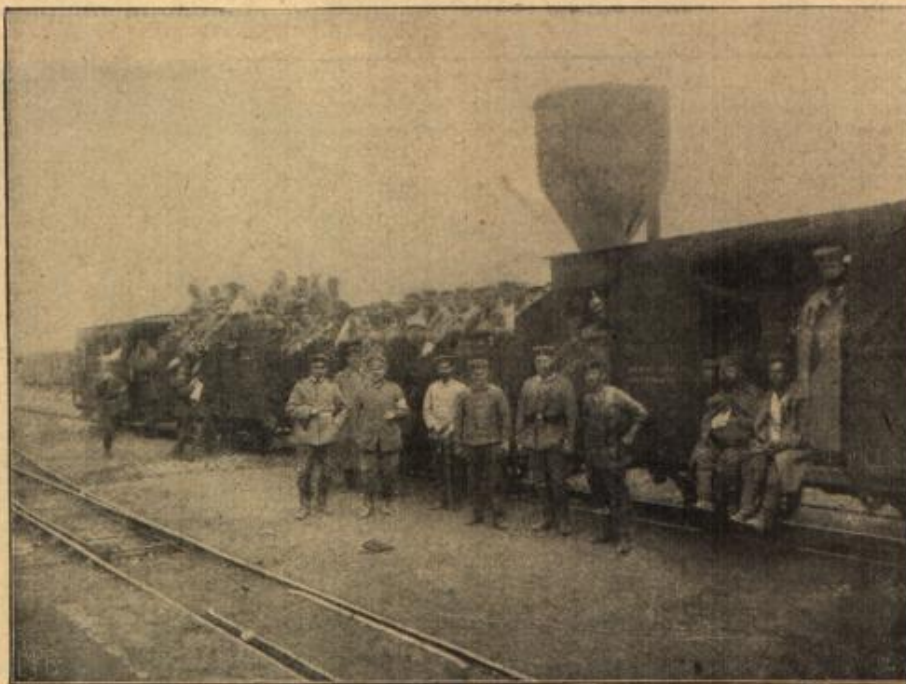
Die allgemeine Sitte hat ferner eine ästhetische Seite des Frauenkultes gezüchtet, die namentlich in bezug auf die öffentliche Höflichkeit sich kundgibt. So gibt es für alle öffentlichen Plätze, Konzerträume, elektrische Aufzüge, Wartesäle usw. ein weitgehendes Rauchverbot. Auf den Straßen-, Hoch- und Untergrundbahnen ist das Rauchen durchweg untersagt, bei den Fernbahnen darf nur im Rauchsalon geraucht werden. Auf den Bahnhöfen haben die Frauen eigene Warteräume, in den Speise- und Kaffeehäusern besondere Eingänge und Räumlichkeiten, ja zahlreiche Banken haben eigene Damendepartements errichtet, deren wohlgeschultes Personal sich nur mit den Wünschen und Fragen der weiblichen Kunden befaßt. Auch das Gutabnehmen in allen Räumen, die nicht dem Verkehr oder dem Geschäft dienen, ist in Amerika mit Rücksicht auf die Damen eine Selbstverständlichkeit.

Auch die private Höflichkeit hat ihre Eigenheiten. In Deutschland hat der Mann in seinen beruflichen Stunden ein Anrecht auf Behaglichkeit, welche eine liebende Gattin mehr fördert als unterbindet. Auch in Amerika findet sich dergleichen, aber „eine Pflicht der Frau wird niemand darin erblicken. . . . Welt eher wird das Umgekehrte betont, daß der Mann auch in seiner Ruhezeit und gerade dann seiner Gattin zu Diensten stehen solle. Er begleitet sie, wenn gleich müde und abgesehen, in Theater und Gesellschaften, verzichtet um ihrer Unterhaltung und Be-

quemlichkeit willen auf so manche kleine Liebhabereien, denen er sich früher hingeben mochte. Nun sehen wir ihn beim Spaziergang am Sonntag-Nachmittage gesittet den Kinderwagen vor sich herschieben, sehen ihn auch seine jüngsten Sprößlinge mit Vatergefühl auf dem Arme umhertragen, wenn die Umstände es verlangen. Regnet oder schneit es draußen und man rüstet sich auszugehen, so kniet er wohl galant nieder und zieht seiner Gattin die Ueberschuhe an. Seine Tochter läßt er zuerst durch die Türe gehen, umgibt sie mit Liebenswürdigkeiten aller Art, sucht ihr wie seiner Frau kleine Dienste zu leisten und ist gegen ihre Wünsche wohl der denkbar nachgiebigste Vater.“

Diese weitgehende verfliegene Bevorzugung des weiblichen Geschlechts in der Familie kehrt auch in der großen Gesellschaft wieder. Es ist selbstverständlich, daß nur die Dame des Hauses Einladungen verspricht, daß in den Zeitungsberichten nur der Name der Wirtin oder ihrer Tochter genannt wird, daß bei Verlobungs- und Vermählungsanzeigen der Name des Mädchens an erster Stelle erscheint. Wird der Mädchennamen in der Ehe beibehalten, so wird er vor, nicht hinter den Namen ihres Gatten gesetzt. Der Tischgefährtin wird der Mann stets galant beim Sichsetzen den Stuhl untergeschoben oder zurückziehen, wenn sie sich erhebt. In tausend kleinen Handlungen und Schattierungen des Benehmens legt der Amerikaner Höflichkeitsbezeugungen an den Tag, die wir für knechtisch halten würden, die aber die junge Amerikanerin als eine Selbstverständlichkeit hinnimmt.

(Schluß folgt.)



Ankunft eines Güterzuges mit leichtverwundeten deutschen Soldaten nach einem Gefecht an der Westfront.

Ernst und Scherz.

Spruch.

Darfst nicht auf die Hohen schauen,
Was sie tun und wie sie's treiben,
Was sie trinken, was sie essen,
Wenn du willst zufrieden bleiben.

Sieh auf die, die täglich müssen
Mit der Not des Daseins streiten,
Die das Nötigste vermissen,
Und die täglich — dich beneiden.

Ein Landsturmpaß vor 100 Jahren.
1tes Westphäl. Landwehr-
Infant.-Regiment.
3tes Bataillon. 9. Compagnie.

der Compagnie bey seiner Rückkunft vor-
zuzeigen.

Wesel, den 10. Novbr. 1814.

Der Commandeur des Bataillons
Stempel. ad Intrim v. Rietzler.

Signalement des Beurlaubten:
Namen Fried Wortmann, Alter 20 Jahre,
Größe 2 Zoll (?), Haare schwarz, Stirn
breit, Augen blau, Nase klein, Kinn spitz,
Gesicht länglich, Gesichtsfarbe blaß, Be-
sondere Zeichen keine.

Große Montirungsstücke: 1 Ritefla, 1
Schaffo. — Kleine Montirungsstücke: 1
Unterlamisol, 1 Halsbinde, 1 Paar Schuh,
1 Paar Stiefeletten, 1 Mütze, 1 Brodbeutel.
— Lederzeug: 1 Tornister.

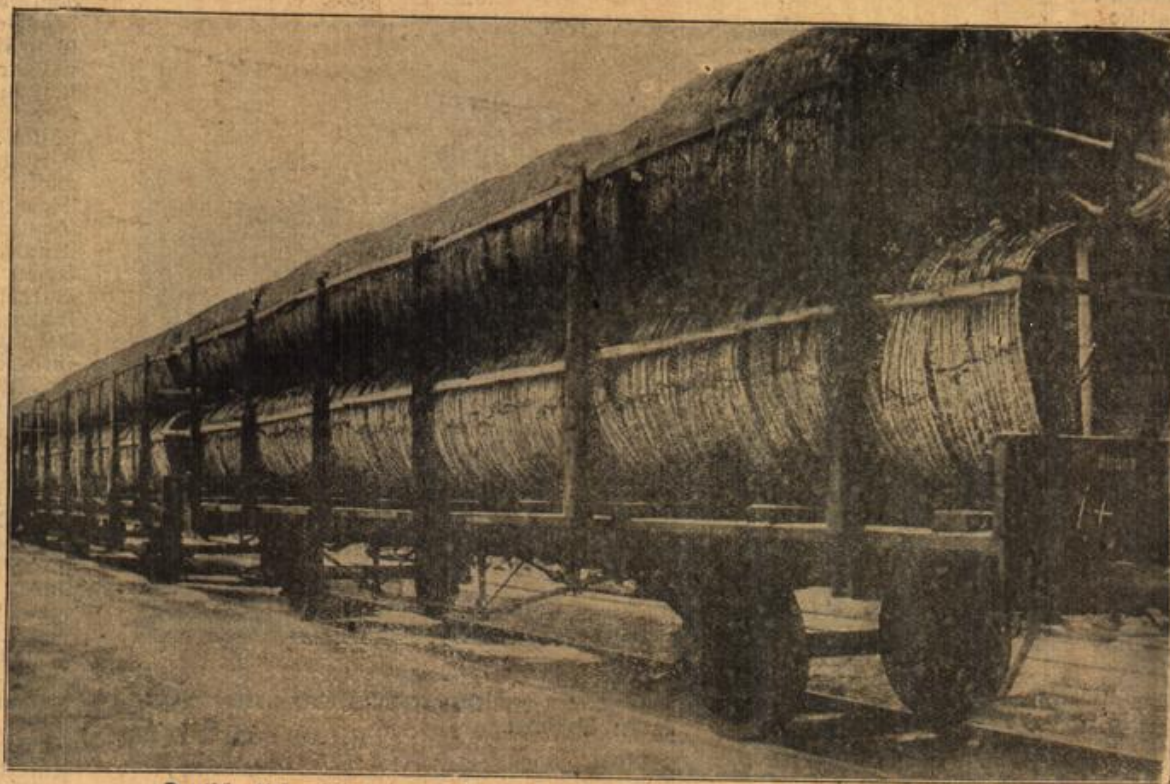
Der Feldwebel der Compagnie:
Meyer. Für den Capitain:
(Name unleserlich.)

den Erfolg einer dramatischen Novität
irren können." — Regisseur: „Sind Sie
dann immer im voraus des Gewinnes in
einem von Ihnen übernommenen Pro-
zesse sicher, Herr Justizrat?" — Rechts-
anwalt: „Meines Gewinnes allerdings!"

Noch schlimmer. Mutter: „Warum
weinst du so, Lucie? Ist ein Bekannter
von dir gestorben?" — Lucie: „Rein, viel
schlimmer, Mutter, er hat sich verheiratet."

Ein Triumph. Präsident: „Ange-
klagter, gestehen Sie doch endlich Ihre
Schuld ein!" — Angeklagter: „Rein, denn
sehen Sie, die Rede des Verteidigers hat
selbst mich von meiner Unschuld überzeugt!"

Wenn man Erfahrung hat. Die Land-
sturmmilitären haben Unterricht über Vor-
gefehlte. „Mayer, wer ist nach dem Herrn
Leutnant Ihr nächster Vorgefehlter?" fragt
der Unteroffizier. — „Der Herr Kompag-



Deutsche Kriegerindustrie: Eine Eisenbahnladung mit Stacheldraht für die Kampffront.

Urlaub.

Dem Landwehrmann Friedrich
Wortmann, gebürtig aus Hamm,
Canton Hamm Kreise, wird hiermit die
Erlaubnis erteilt, sich nach Hamm zu be-
geben, um dort auf Urlaub sein zu dürfen.
Dieser Urlaub fängt den 11. Novbr. 1814
an, und endet mit der Einberufungs-Ordre,
an welchem Tage, oder, wenn es befohlen
wird, noch früher, der Beurlaubte ohn-
fehlbar, und spätestens am Abend vor dem
Zapfenstreich bei seiner Compagnie wieder
eintreffen muß, widrigenfalls derselbe als
Deserteur betrachtet und bestraft wer-
den soll.

Dieser Landwehrmann hat keine Armatur-
Stücke, wohl aber die auf stehender
Seite verzeichneten Militär-Effekten mitge-
nommen, welche er bey seiner Rückkunft bey
der Compagnie mitzubringen, und in brauch-
barem Zustande aufzuweisen hat. Ebenso
hat der Beurlaubte ein Zeugnis seiner
guten Aufführung während der Urlaubs-
zeit vom Bürgermeister oder vom Schulzen
seiner Gemeinde ausgestellt, dem Capitain

Amerikanischer Reporterstil. Gestern
spielten zwei Kinder in der Nähe eines
Schuppens mit Streichhölzern. Der ver-
unglückte Feuerwehrmann wird Dienstag
beerdigt.

Das ist was anderes. Marie: Wenn du
die Verlobung auflöst, würdest du ihm doch
sicherlich auch den Diamantring zurück-
geben? — Ella: „Auf keinen Fall; ich
habe nichts mehr für Jack übrig, aber meine
Gefühle für den Ring haben sich nicht ge-
ändert."

Eine liebe Kollegin. Erste Ballettense:
„Weißt du, die Geschichte, die du vorhin
erzähltest, ist aber schon fünfzig Jahre alt."
— Zweite Ballettense: „Und du hast sie
so lange behalten?"

Ziel verlangt. Frau: Du, dein Kollege
Doktor Schreiber soll vor drei Tagen ge-
storben sein." — „Professor: „Vor drei
Tagen . . . das ist aber nicht schön von
ihm, daß er mich noch nicht davon ver-
ständigt hat."

Einschränkung. Rechtsanwält: „Ich be-
greife nicht, wie Sie sich so oft in bezug auf

nieführer," sagt Mayer. — „Richtig. Nun
sagen Sie mir, vor wem muß auch der
Kompagnieführer Respekt haben?" — „Vor
seiner Frau!" war die schnelle Antwort,
die sonst nie so schnell herauskam.

Anregung. Geschichtslehrer (zum
Freunde): „Wir schreiben ja heute den
ersten März! Vor hundert Jahren ist an
diesem Tage Napoleon von Elba zurück-
gekommen . . . und vor zwei Jahren habe
ich dir die 50 Mark geliehen, die du mir
heute noch schuldig bist!"

Rätsel.

Das Ganze nennt die Schar der Toren,
Die um die Erste sich bemüht,
Bis sie, die selbst zum Staub geboren,
Der rasche Tanz der leichten Horen
Schnell in die beiden Seiten zieht.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Loosen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten
Gesetz vom 19. Juni 1901. Verantwortl. Redakteur
F. Kellen, Bredebeck (Ruhr). Gedruckt und heraus-
gegeben von Bredebeck & Koenen in Essen (Ruhr).